
Christa Wolf

Der Worte Adernetz

Essays und Reden

edition suhrkamp

SV

edition suhrkamp 2475

Die Autorin Christa Wolf ist immer auch eine Leserin gewesen. In ihren Essays und Reden der letzten Jahre, die hier erstmalig vollständig versammelt sind, würdigt sie ihre literarischen Vorbilder und setzt sich mit dem Werk bedeutsamer Autoren des 20. Jahrhunderts auseinander. So eröffnet sie z. B. neue Zugänge zur Lyrik von Nelly Sachs und fragt: »Was wäre heute human?« So geht sie mit Heinrich Böll auf die »Suche nach einer bewohnbaren Sprache in einem bewohnbaren Land« und holt auch bei der Betrachtung der Werke von Anna Seghers, Volker Braun, Inge Müller, Brigitte Reimann, Maxie Wander oder Irmtraud Morgner stets die Gegenwart in die Textanalyse mit hinein.

Die bisher verstreut publizierten Texte, ergänzt um Unveröffentlichtes wie einen Aufsatz über Hermann Sinsheimer, Reden über Hans Mayer und das Vorwort »Kenntlich werden«, zeigen das faszinierende Denk- und Lektüregeflecht, »Der Worte Adernetz« (Nelly Sachs), in dem sich die Autorin Christa Wolf bewegt.

Christa Wolf, geboren 1929 in Landsberg/Warthe (Gorzów Wielkopolski), lebt in Berlin und Woserin (Mecklenburg-Vorpommern).

Foto: Helga Paris



Christa Wolf
Der Worte Adernetz

Essays und Reden

Suhrkamp

edition suhrkamp 2475

Erste Auflage 2006

© dieser Ausgabe Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2006

© der einzelnen Texte: siehe Textnachweise am Ende des Bandes

Originalausgabe

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der
Übersetzung, des öffentlichen Vortrags
sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen,
auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Jung Crossmedia Publishing, Lahnau

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-12475-8

ISBN 3-518-12475-7

1 2 3 4 5 6 - 11 10 09 08 07 06

Der Worte Adernetz

Kenntlich werden

Vorwort

Die Arbeit an diesem Text, der die Beiträge dieses Bandes bündeln soll, fällt in die Zeit eines Aufenthaltes auf dem Lande, der Beobachtung langsamer Fortschritte der vorfrühlingshaften Natur am Tag, gemeinsamer Essen und Zusammenkünfte unterschiedlicher Menschen in der alten Pfarrhausküche an den Abenden, an denen die Dunkelheit durch die beiden Fenster, die nach Westen gehen, langsam einfällt. Es gibt noch nicht die dramatischen Sonnenuntergänge der späteren Monate, sondern eine immer tiefere Dämmerung, die wir erst wahrnehmen, als wir unsere Gesichter nicht mehr erkennen. Da zünden wir eine Kerze an. Zuerst sind wir sechs Menschen, die gegrillten Fisch, Reis, Salat essen. A., der Abiturient, der jüngste unter uns, der gerade ein ökologisches Praktikum auf einer Nordseeinsel absolviert, belehrt uns, daß wir diesen Fisch eigentlich nicht essen dürften: Die Bestände seien überfischt. Eigentlich, sagt er, dürften wir fast keine Seefische mehr essen, die in den uns nahen Gewässern vorkommen: Alle vom Aussterben bedroht. Wir sind betroffen, zweifeln, diskutieren, verhandeln. A. ist unerbittlich.

Neue Freunde kommen herein, bringen Wein mit, Oliven, griechische Brotaufstriche, selbstgebackenes Brot, das Essen geht weiter, saubere Schüsseln und Teller werden auf den Tisch gestellt, der neue Wein wird verkostet, der Stimmungspegel steigt. Im Lauf des Abends vergrößert sich die Zahl der Gäste, alle Altersgruppen sind darunter, junge Leute, Männer, Frauen »im besten Alter«, ich sehe, daß ich wieder die älteste bin. Das mag der Grund dafür sein, daß ich, wahrscheinlich nur ich, eine leise Trauer spüre in diesem lebhaften, freundschaftlichen Kreis: Uns Alte haben schon zu viele,

Freunde, Altersgenossen, die uns nahe waren, für immer verlassen. Manche von ihnen sind durch Beiträge, die ihnen gelten, in diesem Band vertreten. Es bleibt ein Verlustgefühl, schon gewohnt.

Seit Tagen und bis in jene Abendstunden hinein beschäftigt mich die Frage, um welches Zentrum dieser Text kreisen müßte. Ich möchte darüber reden, ich brauche Anregung, Inspiration. Ich lege das Inhaltsverzeichnis für meinen Essayband auf den Küchentisch und sehe, auch andere haben Papiere, Pläne, Faltblätter, Kataloge mitgebracht. Alle möglichen Berufe sind versammelt, Studenten, eine Statikerin, ein Grafiker, ein Politiker, eine Pastorin, Autoren, Mitarbeiterinnen an verschiedenen Projekten: Menschenrechte, Grundlagen der Zivilgesellschaft, Einwanderungsprobleme. Umfangreiche, nützliche Tätigkeitsbereiche.

Was haben die Schriftstellerinnen, Schriftsteller, denen die einzelnen Beiträge in meinem Band gewidmet sind, mit uns, was haben sie miteinander zu tun? Nach welchen Gesichtspunkten habe ich sie ausgesucht?

Wie ein Signal taucht ein Wort immer wieder in mir auf, läßt sich nicht verdrängen: BARBAREI. Ja: Alle die Autoren, die in diesem Band versammelt sind, haben gegen die Barbarei angeschrieben. Mit Erfolg? frage ich voreilig. Mit der Wahl der Wörter fängt es ja an, sehr umsichtig sollte man da sein, sage ich mir, Wörter aus dem Bereich der Produktion, der Effizienz sollte man tunlichst meiden. Wieso? Weil mit ihnen die Barbarei beginnt? »Erfolg« als Zielstellung erfordert doch die pflichtgemäße, mechanische, oft auch lieblose Erfüllung eines von außen aufgebürdeten Auftrags. Gefühllosigkeit – ist sie nicht eine Voraussetzung für Barbarei?

Die Frage, wie aus dem anscheinend – oder scheinbar – so harmlosen, humanen neunzehnten Jahrhundert das barbarische zwanzigste hervorberechen konnte, das Historiker als das düsterste in unserer Geschichte bezeichnet haben; das Jahrhundert, dem alle die Autoren des Bandes angehören,

dem auch ich angehöre – diese Frage ist nicht neu. Schon um 1900, im tiefsten Frieden, haben die sensibelsten Geister ihr Unbehagen an dieser Kultur empfunden und ausgedrückt. Immer waren – und sind? – es die künstlerisch, geistig Arbeitenden, die in ihrer Seele und in den Seelen ihrer Zeitgenossen jenes Vorbeben spüren, das später als Katastrophe ausbrechen wird. Hat man ihnen je geglaubt? Die Frage ist drückend, anscheinend wird sie dringlicher, je älter ich werde. Und: Gründen diese Katastrophen auf irreparablen Schäden in den Wurzeln unserer Zivilisation?

Ich sammle Antworten, auch hier, an diesem Tisch, gerade hier: Aussagen, Belege, Beweise und Gegenbeweise, um diesem einundzwanzigsten Jahrhundert, in das ich wider Erwarten noch hineingeraten bin, ohne recht heimisch in ihm zu werden, eine Chance einzuräumen. Als ahnten sie, worum es mir geht, kommen meine Tischgenossen meinem Streben entgegen: Das Stichwort »Abendland« ist gefallen, einer der Freunde ist auf Urlaub von einer Hilfsorganisation im Kosovo und berichtet von den Zuständen dort nach dem letzten Krieg. Und von den Hoffnungen der Menschen. Die Rede kommt also auf die »christlichen Werte«, die in aller Munde sind, weil sie, angesichts der Verwahrlosung vieler Jugendlicher, wieder in die Familien, soweit es sie noch gibt, hineingetragen werden sollen. Sie, die christlichen Werte, seien doch, sagen die Politiker, die uns dafür gewinnen wollen, die Grundlage für unsere europäischen Werte. Schweigen. Und welches, frage ich in den Raum hinein, sind denn eigentlich die europäischen Werte!

Da mischt H., die Studentin, Fach Kulturwissenschaft, sich heftig ein: Sie finde das Gerede von den europäischen Werten unerträglich arrogant. Wie könnten wir es uns anmaßen, uns noch auf »europäische Werte« zu berufen? Habe der Holocaust uns nicht ein für allemal das Recht darauf entzogen? Dieses Recht »gelöscht«, in der mir unzugänglichen Computersprache des neuen Jahrtausends gesprochen? Sie

finde, sagt H., die »Werte« unserer Kultur, die man so oft als naturgegeben, als allgemeingültig hinstelle, seien eine bewußte Konstruktion, die auch dazu diene, andere Werte, Angehörige anderer Kulturen auszuschließen. Ich spüre eine Erregung: Meine Fragen werden hier verhandelt.

»Ihr Zuschauenden, unter deren Blicken getötet wurde...«: Zeilen der Nelly Sachs. – Insgeheim zähle ich nach: Sieben der vierzehn Autoren dieses Bandes sind direkt von Verfolgung betroffen gewesen, das ist kein Zufall. Die anderen umkreisen mit ihren Nachforschungen, mit ihren Gedanken direkt und indirekt die Frage nach jener anfälligen, »faulen« Stelle in unserer Kultur, die der Verlockung durch Verführung, dem Druck der Macht nicht standhielt, die brüchig war, die brach, aus der das Unheil sich ergoß – wie in jener »satanischen Nacht«, die Hermann Sinsheimer beschreibt. Und was sollten sie, die Betroffenen, was sollen wir, die Nachgeborenen, die wir uns aufs Schreiben verlegt haben, in dieser Zeit, an diesem Ort anderes wieder und wieder bedenken als dieses: Wie konnte es geschehen? Und: Sind wir dagegen gefeit? Jetzt und hier, da die Zeitung von heute auf ihrer ersten Seite von einem »rassistischen Überfall« auf einen Schwarzen berichtet, gar nicht weit von hier? Da der Bürgermeister einer kleinen Stadt, in der ein Unternehmer sich ansiedeln, höchst fragwürdige Produkte herstellen und damit ein paar Arbeitsplätze schaffen will, verlautbart: Moral können wir uns nicht leisten, wir haben zu viele Arbeitslose? Da eine junge Frau ihr neugeborenes Kind tötet, um ihren Ausbildungsplatz nicht zu verlieren? Ist mein Verdacht berechtigt, daß solche Vorfälle Zeichen und zugleich Nährboden sein könnten für die Ausbreitung einer Infektion? Woher aber die Anfälligkeit?

Wieder Nelly Sachs, mit einem wehmütigen Lächeln: »Die Sehnsucht, glücklich zu sein, ist eben stärker, als die Sehnsucht, gut zu sein.« Welches »Glück« wird denn ersehnt? Das Glück des Konsumierens, das wir ja auch kennen? Das

Glück, sich bewußtlos, kinderselig in der Flut der Ablenkungen, der Vergnügungen treiben zu lassen, die anstrengende Auseinandersetzung mit den Problemen der eigenen Existenz vermeidend? Eine Versuchung wiederum, die uns allen nicht fremd ist. Als könnten die Glücksuchenden nirgendwo Orientierung finden, als gäbe es für sie keinen Beistand, wenn sie, einer tieferen Sehnsucht folgend, »Zur Person« unterwegs sind. Als gäbe es die Artikel, die Reden, die Bücher nicht, von Autoren geschrieben, die Verhöhnung, Verfolgung, Vertreibung auf sich genommen haben, um ebendiese Bücher schreiben zu können, die für viele Angehörige meiner Generation wegweisend wurden.

Ich merke, wie das Gefühl mich wieder überkommt, einer überholten, aussterbenden Art anzugehören, deren Erfahrungen nicht mehr gebraucht werden. Aus drei Gesellschaftsordnungen könnte ich Erinnerungen beisteuern, Erinnerungen an »normales« Leben, an Abwege, Irrtümer, Konflikte, Glücksmomente und Verzweiflungen, an Zusammenbrüche, Einsichten, Lernprozesse, an beharrliche Hoffnungen, an anstrengende und lustvolle Bemühungen um Veränderung. Kann ich auch Gründe benennen für den wieder aufflammenden Haß gegen alles, was fremd ist und als Bedrohung empfunden wird? Kenne ich Möglichkeiten, ihn zu bekämpfen? Als Gegenmittel gegen irrationalen Wahn, die ich am eigenen Leib erprobt habe, fallen mir ein: Namen von Schriftstellern, Titel von Büchern, Schicksale von literarischen Gestalten. »Das siebte Kreuz« habe sie noch nicht gelesen, sagt die Freundin der Studentin. Das geht also auch, man wird heute zwanzig und hat das »Siebte Kreuz« nicht gelesen. Ich weise mich zurecht. Was alles hatten wir nicht gelesen, als wir zwanzig wurden. Und, schlimmer: Was alles, wieviel »gute Literatur« mochten die gelesen haben – es waren ja viele Studenten, »Gebildete« darunter –, die dann diese Bücher auf die Scheiterhaufen warfen. All das Geschriebene, all das Gelesene machte und macht anscheinend nicht immun

gegen den Virus – wie nenne ich ihn? Des »Bösen«? Der Vernichtungslust? Des abgrundtiefen Nihilismus? Der doch, das hoffe ich, nicht naturgegeben ist. Sondern gezüchtet wird in wieder einmal unglückseligen Verhältnissen.

Eine Gesellschaft, die sich nicht erinnere, sei krank, schreibt Heinrich Böll. Er nennt die Bundesrepublik ein »trauriges Land, aber ohne Trauer: es hat seine Trauer delegiert, über die Grenze nach Osten«. Der Osten, die andere deutsche Hälfte, hat aber die Trauer nicht angenommen, hat sie am liebsten postwendend zurückgeschickt. Hat sich selbst Optimismus und Frohsinn verordnet, so daß manche Autoren einen absurden Kampf führen mußten, den Kampf um die Rechtmäßigkeit von Trauer. Mir kommt der Gedanke, daß man im Verlauf der Wiedervereinigung eigentlich auch zwei Arten von Trauer hätte offenlegen sollen, nach ihren Wurzeln fragen und, indem man sich um Verständnis bemüht hätte für die Trauer des je anderen, vielleicht zu ihrer Milderung und zum Verständnis der eigenen Trauer beigetragen hätte. Aber darauf kamen wir nicht, denke ich, da doch Jubel angesagt war. So blieb jede Hälfte mit ihrer Trauer allein, mit ihrer eigenen Last des jahrhundertealten unglücklichen deutschen Bewußtseins.

Dieser Begriff ist den Jüngeren nicht bekannt, das sollte mich freuen. Und Marxens Wort von der »deutschen Misere«? Auf das die Seghers sich bezieht, wenn sie über Friedrich Schiller schreibt: »Er wird erfahren, daß es gar nicht so einfach ist, Achtung zu haben vor den Träumen seiner Jugend, in der deutschen Misere.« Das ist 1947, da ist sie gerade aus der Emigration zurückgekehrt in ihr »verhextes Land«, in dem sie lernen muß, »traurig« zu sein, weil ihre »Sprache deutsch ist«. Ihren Landsleuten, unter denen sie sich verwaist fühlt, ist eine neue Sprache eingehämmert worden, mit schrecklichen Wörtern, die sie noch lange gebrauchen werden. Ein Grundbestand urdeutscher Wörter ist dafür ausgerottet, der Sprache verwiesen worden, darunter Wörter wie:

redlich, rechtschaffen, unbestechlich, wahrhaftig, freundlich, liebevoll, schmerzlich – wie oft hören oder lesen wir sie heute ohne ironischen Unterton? So wäre es eine vordringliche Aufgabe für alle, die mit Sprache umgehen, Wörter, die dem Untergang geweiht sind, zu retten? Ein Unterfangen, dem ein tapferer Wirklichkeitssinn vorausgehen müßte, wie Inge Müller ihn, sehr früh nach dem Krieg, lakonisch einfordert: »Sieh was ist, frag wie es kam.« Und hängt nicht mit der Sprachverarmung, die eine Gefühlsverarmung signalisiert, zusammen, was Böll beklagt: das »Nicht-wohnen-Können der Deutschen«? Was, denke ich, ein Grund dafür sein mag, daß wir Deutschen, selbst nicht heimisch, anderen das Wohnrecht in unserem Land gerne verweigern. Bis heute. Das empfindliche, das gestörte deutsche Selbstempfinden. Dem Brecht ein Gegenmittel anempfiehlt:

O Deutschland, wie bist du zerrissen
Und nicht mit dir allein!
In Kält und Finsternissen
Läßt eins das andre sein.
Und hättest so schöne Auen
Und reger Städte viel:
Tätst du dir selbst vertrauen
Wär alles Kinderspiel.

1952 geschrieben, mitten im kalten Krieg. Gilt das noch heute, in den veränderten Verhältnissen? Bin ich entmutigt über die Folgenlosigkeit aller dieser Texte? Den Widerspruch, den ich an diesem Tisch erfahre, habe ich mir gewünscht. Noch mal von vorne! fordern einige. Wie entsteht, woraus erwächst denn Selbstvertrauen? Klingt es zu simpel, wenn man sagt: Aus gemeinsamer Tätigkeit, in der man die anderen und sich selbst kennenlernt?

Das Einfache muß nicht simpel sein. Ich komme auf meinen Band zurück. Haben nicht all diese und so viele andere Autoren, über die Jahrhunderte hin, redlich – da gilt dieses

Wort! – das Ihre geleistet, sich selbst und ihren Lesern, den Deutschen!, die Zeit, die Gesellschaft, in der sie lebten, kenntlich zu machen? Ihnen, auch als es das Modewort noch nicht gab, ein Gefühl, ein Bewußtsein von Identität zu geben? Identität, die durch Bindung und Konflikt erwächst und daraus, daß man sich dem Konflikt mit der ganzen Person stellt? Was sonst wäre ihr, unser Auftrag gewesen, wäre es noch heute? Alles in den Wind geschrieben, ungültig gemacht durch die Rollkommandos der Diktatur, ausgelöscht von der übelsten Ausformung der unglückseligen deutschen Geschichte? Wie entstand im innersten Innern der gepriesenen Hochkultur jenes Vakuum, das sie wehrlos machte gegen den Einbruch der Barbarei? Eine Leere, in der erloschene Fixsterne treiben, auf die unbeirrt hingewiesen wird, als könnten sie noch Orientierung geben?

Ich muß zurückblicken. Hans Mayer, deutscher Jude, durchdrungen von deutscher Kultur, stellt fest: »Deutsch sein und human sein fallen so oft in der Geschichte nicht zusammen.« Wieso nicht? Ist ihr Zusammengehen, als Möglichkeit, endgültig erstickt worden im Blut der Bauernkriege, und dann wieder in jeder der verunglückten Revolutionen in Deutschland? Die Aufklärung, stolze Schöpfung eines kleinen Kreises hochgebildeter Männer, deren eines Fahnenwort »Toleranz« gewesen ist, berührt die wenig oder gar nicht Gebildeten nicht, jene, die auf den Feldern, später am Fließband schuften. Moses Mendelssohn, preußischer »Schutzjude«, einer der wichtigsten Aufklärer, dessen Grab in der Mitte Berlins in der Zeit des Nationalsozialismus auch geschändet wurde, schreibt 1784: »Die Worte *Kultur*, *Bildung* sind in unsrer Sprache noch neue Ankömmlinge. Sie gehören vor der Hand nur zur Büchersprache. Der gemeine Haufe versteht sie kaum.« Es wäre aber darauf angekommen, denke ich, und wie dringlich würde es heute darauf ankommen!, diese immer noch »neuen Ankömmlinge« in der Alltagssprache des »gemeinen Haufens« willkommen zu heißen, was bedeutete,

auch den armen, auch den ausländischen Bewohnern unseres Landes Zugang zu ihnen zu verschaffen; die Wörter nicht nur, auch das, was sie bezeichnen, in das Alltagsleben der arbeitenden Menschen einzubetten. Und derer, die nicht arbeiten dürfen? Der Millionen Überflüssigen? Ist die Befürchtung, daß Überflüssigsein eine starke Voraussetzung für Aus-der-Gesittung-Fallen ist, wirklich unbegründet?

Wir sind uns einig im Erstaunen darüber, daß die sozialen Verhältnisse so selten öffentlich als ein wichtiger Grund für die sich steigenden Ausbrüche von Gewalt benannt werden, trotz der Lehren aus der deutschen Geschichte der zwanziger Jahre. Volker Braun schildert den Prozeß der schleichen- den Entfremdung durch Entzug gesellschaftlich sinnvoller Arbeit an den vier Werkzeugmachern, die sich so sicher waren, unersetzlich zu sein in ihrer hohen Qualität als Facharbeiter; die dann im Prozeß der Wiedervereinigung, der über ihren Betrieb hinwegfegt, zuerst ihr Ansehen, dann ihre Arbeit verlieren: Der Umbau, die Demontage von Menschen durch Arbeitslosigkeit. Wie die sozialen Widersprüche die Menschen »glauben lassen, nicht mehr sie selbst zu sein«, und im Innern eines jeden ebenjene Leere erzeugen, aus der irrationale Taten entspringen: »Wahnsinn Vernunft« – eine Definition von Aufklärung heute. Die Hochkultur hielt sich von den sozialen Gegebenheiten fern. Vernunft, das Lösungswort der Aufklärer, verkommt mit dem Fortschritt der einseitig mathematisch gegründeten Naturwissenschaften zur dünnen Ratio. Neben der hohen Blüte von Philosophie und Literatur fehlt es an schlichter Menschlichkeit.

Die jungen Leute an unserem Küchentisch können nicht verstehen, daß ganze Generationen gebildeter Deutscher sich der Täuschung hingeben konnten, ihr Land und Europa verkörpern den höchsten Standard von humaner Moral in der Welt. Haben sie das Entsetzen ganzer Kontinente vor den Untaten des weißen Mannes nicht wahrgenommen?, fragt U., der in seiner Zivizeit als Altenpfleger gearbeitet hat und

jetzt Geschichte studiert. Sind Selbsttäuschungen so unauf lösbar?

Vielleicht gelingt es eurer Generation, auf sie zu verzichten, möchte ich sagen, weiß aber, daß immer nur Minderheiten es auf sich nehmen, sich selbst, ihr Land einfach zu sehen, wie es ist. Diesen Schmerz auszuhalten. Als es darauf ankam, gab es in Deutschland die sozialen Bindungen nicht, die die verarmten, durch Arbeitslosigkeit demoralisierten Massen gezeit hätten gegen die Einflüsterung des »Alles ist erlaubt«. »Das Gewissen ist eine jüdische Erfindung«, verkündete der Führer, und Tausende Deutsche, entlastet von den unbequemen Forderungen der christlichen Moral, planten und verübten, gewissenlos, den Massenmord an den Juden.

Zeit ist vergangen. Um den Tisch herum hat man sich naheliegenden Themen zugewandt. Es wird von der Pflasterstraße gesprochen, die wir dem Dorf möglichst erhalten wollen. Von der gemeinsamen Arbeit in R., unserem Nachbardorf, am Ersten Mai. Wer Verpflegung mitbringen kann, wer Kuchen bäckt, wer noch Interessenten einlädt. Der Kräutergarten, höre ich, wird von einer engagierten Gärtnerin gut gepflegt. Sie zieht Schafe einer seltenen Rasse auf, die das Gelände sauberhalten, und will im Sommer selbstgebaute Kräuter verkaufen. Eine Reihe von Platanen hat man gepflanzt. Um Materialien geht es noch, die man für Ausbesserungsarbeiten braucht: Wo man sie für wenig Geld bekommen kann. Das alles interessiert mich. Als vor wenigen Jahren einige, die jetzt mit an unserem Küchentisch sitzen, die Vision entwickelten, dieses große Stallgebäude im Nachbardorf, das mit seinem seltenen mächtigen Dachbalkenwerk dem Verfall preisgegeben schien, durch gemeinsame Arbeit und durch Spenden von Sponsoren zu retten, habe ich nicht an die Verwirklichung eines solchen Plans geglaubt, habe das aber verheimlicht. Jetzt sage ich es: Ich habe mir nicht vorstellen können, daß ihr, sage ich, diese immense Arbeit über Jahre hin leisten könntet. Daß dieser verwahrloste Hof, in

dem jetzt schon einige Handwerker ihre Werkstätten haben, einmal als geistiges, soziales, kulturelles Zentrum auf die Region ausstrahlen würde.

Ein Faltblatt liegt auf dem Tisch, das die nächsten Aktivitäten beim Hof R. auflistet, wir müssen eine zweite, eine dritte Kerze anzünden, um es lesen zu können. Es wird also auch dieses Jahr wieder zu Pfingsten das Angebot »Kunst offen« geben, zu dem aus der ganzen Gegend Besucher kommen werden, um in dem großen, inzwischen hergerichteten und geweißten Raum die Blätter des Grafikers, die Fotos von den Dorfbewohnern zu betrachten, die ein »aus dem Westen« zugezogener, sehr schnell eingemeindeter Fotograf gemacht hat. Um dem Kinderzirkus Beifall zu klatschen, der schon zur Tradition gehört, die Kinder anzufeuern, ihre große Malwand gemeinsam fertigzumachen. Um sich auf den einfachen Bänken, an roh gezimmerten Holztischen niederzulassen, selbstgebackenen Streuselkuchen zu essen, miteinander Bekanntschaft zu machen, die nächsten Pläne zu besprechen.

Keiner würde auf die Idee kommen, diese Treffen mit dem Schlagwort »Event« zu belegen, denke ich. Was sie, was uns zusammenhält, ist die Freude – ein Wort, das in keiner öffentlichen Verlautbarung, in keinem Produktionsplan vorkommen könnte –, die Freude, durch gemeinsame uneigennützig-tätigkeit etwas wachsen zu sehen, was seinerseits wieder Freude verbreitet. Effizienz, Erfolg, Konsum, Besitz sind Wörter aus der anderen Welt, denke ich, in der wir alle auch leben, von der wir nicht unberührt und nicht unbeeinflusst sind. Hier aber geht es nicht um Gewinn, nicht um makellose Vollkommenheit, welche eine Konkurrenz ausstechen würde. Jeder, der sich etwas abgucken will, ist willkommen. Träumen die, die um unseren Küchentisch sitzen, davon, daß ein Netzwerk solcher Aktivitäten von unten sich über das Land ausbreiten wird und Kräfte gegen Resignation und Lähmung weckt, die der Nährboden für dumpfe Gewalt-